

ÜBER DAS
SPRACHGEFÜHL

VON
FRIEDRICH KAINZ



*Walt Dreyer
für Eintrag*

1944

KARL OHM VERLAG, BERLIN SW 61

Zur Einleitung

Dieser kleine Aufsatz ist im Zusammenhang mit der Vorbereitung des dritten Bandes meiner Sprachpsychologie entstanden. Beim Durcharbeiten des Fachschrifttums stieß ich mehrfach auf offene Fragen, die in einer Reihe anspruchsloser Sonderchriften zu behandeln mir rätlich erschien, soweit es sich dabei um Anliegen von grundsätzlicher Bedeutung handelt, wie eben bei dieser zentralen Erscheinung des Sprachlebens, die den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung bildet. Der Terminus „Sprachgefühl“ gehört zu den Ausdrücken, die zu Schlagworten gesunken sind, ehe sie noch zu völliger Klarheit des Begriffs erhoben wurden, die ständig zu vorschnell erledigenden Kurzworten benutzt werden, ohne daß man sich über das in ihnen Beschlossene völlig einig wäre. Und doch vermöchte eine Wesensschau dessen, was landläufig unter „Sprachgefühl“ verstanden wird, wichtige Einblicke in die Struktur des psychologischen Vorgangs der Sprachverwendung zu er-

bringen. Einige Beiträge dazu zu liefern, setzt sich die vorliegende Abhandlung zum Ziel, deren gesonderte Veröffentlichung — sie ist zuerst im „Archiv für vergleichende Phonetik“ erschienen — einer freundlichen Anregung des Herrn Herausgebers sowie dem Entgegenkommen des Herrn Verlegers zu danken ist.

Wien, im Mai 1944.

Friedrich Kainz

Über das Sprachgefühl

Der Begriff des Sprachgefühls, der die längste Zeit hindurch von Wissenschaftern wie von Laien als etwas völlig Selbstverständliches unbedenklich verwendet wurde, ohne daß indes eindeutige Sinn-erfüllung erreicht gewesen wäre, wurde von *E. Hermann*¹⁾ in verdienstlicher Weise geklärt, nach Inhalt und Umfang abgegrenzt. Diese vom Standpunkt des Sprachforschers aus vorgenommene Erörterung wurde von mir nach der psychologischen Seite weitergeführt durch einen Aufsatz, in welchem ich das unter dem Terminus „Sprachgefühl“ verstandene Phänomen mit anderen Randerscheinungen und Grenzfällen des Gefühls in erklärenden Zusammenhang brachte.²⁾ Gründe des Raums zwangen mich dort, manches ausfallen zu lassen, was für die Sache indes wichtig ist. So sei denn hier eine Reihe von Nachträgen und aus-gestaltenden Erörterungen gestattet, die jedoch für sich verständlich sind, d. h. die Kenntnis der erwähnten psychologischen Arbeit nicht voraussetzen.

Um die Fülle der Bedeutungsabschattungen kennenzulernen, in denen der genannte Ausdruck verwendet wird, pflege ich seit geraumer Zeit nicht nur beim Lesen des Fachschrifttums auf die

anzutreffenden Sinnerfüllungen zu achten, sondern auch jeden mir begegnenden Linguisten zu fragen, was er unter dieser Bezeichnung verstehe. Da sagte mir einmal einer der also Angegangenen, er zweifle, ob es ein Sprachgefühl überhaupt gebe. Nun ist m. E. an der mit diesem Ausdruck gemeinten psychischen Tatsache nicht zu zweifeln, wohl aber ist ein Zweifel daran erlaubt, ob die im Grundwort dieses Terminus angegebene seelische Funktion den richtigen Deskriptionsbegriff für den hier ins Spiel tretenden psychischen Sachverhalt darstelle. Faktisch ist das sogenannte Sprach„gefühl“ gar kein Gefühl im eigentlichen Sinn, sondern ein dunkles, mit gefühlsartiger Unmittelbarkeit funktionierendes Wissen. Ein eigentliches Gefühl kann es schon deshalb nicht sein, weil ihm personale Einbettung, Universalität, Subjektivität, Wärme, bewußtseinsbefüllende Breite, Interessebetontheit, Ichnähe und andere Wesensmomente des Gefühls im engern Sinn durchaus fehlen. Vielmehr handelt es sich dabei um ein bei aller Zielsicherheit doch vages Wissen, das ohne explizites Nachdenken, bewußt-absichtliches Beziehungsherstellen und Aktivieren, vor allem ohne jegliches kritische Prüfen zustande kommt; um ein Wissen, das zudem nicht weit vorgeschritten ist auf dem Weg der Abhebung, Differenzierung, Strukturierung und inneren Vermannigfachung. Sprachgefühl ist somit automatisiertes Wissen um Sprachliches, ist der Gesamtkomplex des unmittelbar „zuhandenen“ und wirksamen Wissens um Sprachliches und weiter der Funktionscharakter der unmittelbaren Verfügbarkeit und Gefügigkeit³⁾ der im Verlauf

unserer Umgangserfahrungen mit der Sprache erworbenen Fertigkeit im Gebrauchen derselben: eine Fähigkeit also, die uns instand setzt, beim Sprechen und Schreiben die korrekten Formen ohne langes Besinnen zu produzieren und die uns entgegengebrachten Sprachgebilde unmittelbar auf ihre Richtigkeit zu bewerten. Dieses unmittelbar gewordene Wissen ermöglicht es uns, beim Verwenden von Sprache richtige Entscheidungen zu treffen, ohne daß dafür auch die Gründe anzugeben wären, ja ohne daß wir uns dabei auf ein klar bewußtes etymologisches, morphologisch-syntaktisches und stilistisches Wissen zu stützen brauchten. Das Sprachgefühl ist das Ergebnis der weitgehenden, auf Gewöhnung und Traditionssicherheit beruhenden Automatisierung, die beim Handhaben der Sprache am Werk ist. Das normale Gebrauchen der Muttersprache im Bereich vertrauter Sachgebiete verläuft dermaßen eingeübt und mechanisiert, daß ein bewußtes Eingreifen in den sprachlichen Formulierungsvorgang kaum jemals nötig ist: es ist zwar keine Instinkthandlung, aber ein wohl eingefahrener Automatismus. Wo die Sache einigermaßen schwierig wird, genügt einsetzende Gefühlssteuerung, die nach Analogie von Leitschematen und Musterfällen die Schwierigkeit entscheidet. Erst bei ganz komplizierten Fällen kommt es zu vollbewußtem Aktivieren von grammatischem und stilistischem Wissen. Wir haben somit folgende Gliederung dieses Prozesses: (1. unbewußtes Finden der richtigen Worte und Formen, Dargebotenbekommen der benötigten sprachlichen Bestände aus dem Bereich des Unterbewußten, wo

die weitgehend funktionalisierten und automatisierten psychischen Akte verlaufen. Der Bewußtseinsrepräsentanz nach sind solche Bestände „einfach da“: zugleich mit dem auszudrückenden Gedanken wird auch das erforderliche Wort durch ein bestimmtes kortikales Geschehen, um dessen Aufhellung sich die Aphasieforschung bemüht hat, ins Bewußtsein gehoben; mit der nämlichen Unmittelbarkeit ergeben sich die benötigten Formen aus dem regulativen Satzschema, das zugleich mit der Aufgliederung des sprachlich auszuprägenden Gedankens in unserem Geist entsteht; 2. Gefühlssteuerung, womit dann bereits ein höherer Grad der Bewußtheit erreicht ist, obgleich auch hier noch der Sprecher sich nicht an klaren Wissensbeständen, sondern an vageren Leitschematen und nicht völlig deutlich werdenden Modellkonstruktionen orientiert. Vor allem das unter diesem Punkt geschilderte Geschehen ist Ort und Ansatzpunkt des Sprachgefühls, doch kann man auch schon den unter Punkt eins geschilderten Prozeß als Wirkungsbereich des Sprachgefühls gelten lassen; 3. Eingreifen expliziten sprachlichen Wissens, Prüfen, Überlegen unter Heranziehen von Gründen. Hier ist dann volle Bewußtheit erreicht; was vorliegt, ist ein Denkvorgang, wie er vor allem durch das klare Erfassen und Herstellen von Beziehungen gekennzeichnet ist.

Der Wissenscharakter des Sprachgefühls, das wir an Hand unendlicher Umgangserfahrungen mit der uns seit frühestem vertrauten Sprache erworben haben, vermöchte durch eine Reihe genetischer und vergleichend-psychologischer Argumentationen

dargetan zu werden: wir beschränken uns auf ein einziges Beispiel aus der Sprachpathologie. Jede zentrale Sprachstörung (Aphasie) hat eine schwere Schädigung oder Aufhebung des Sprachgefühls zur Folge: besonders wirksam und auffällig erscheint diese Beeinträchtigung in den Krankheitsbildern des impressiven und expressiven Agrammatismus. Es handelt sich dabei aber offensichtlich um einen Verlust der Vertrautheit mit den sprachlichen Ausdrucksmitteln, um einen Ausfall des erworbenen sprachlichen Wissens; denn das Gefühlsleben dieser Kranken ist im wesentlichen intakt. Umgekehrt zeigen psychische Erkrankungen, die vornehmlich im Bereich des Gefühlslebens zur Auswirkung gelangen (Störungen der Affektivität, krankhafte Depressionen, Angstzustände, Exaltation, Euphorie, pathologische Reizbarkeit, Mangel oder Perversionen bestimmter Affektgruppen usw.) in der Regel gar keine Schädigung der Sprache und des Sprachgefühls. Die krankhaften Veränderungen in der Sprache der Melancholiker und Depressiven sind keine Störungen des Sprachgefühls, sondern liegen auf völlig anderer Ebene⁴⁾.

Zu dem als Sprachgefühl bezeichneten Phänomen sind verschiedene aufschlußreiche Analogien ausfindig gemacht worden. Nach *Th. Lipps*⁵⁾ tritt beim Erleben von Raumformen ein Bewertungsprinzip ins Spiel, das er als „ästhetische Mechanik“ bezeichnet und mit dem Sprachgefühl vergleicht. Dieses mechanische „Gefühl“ ist nichts von unserem Erfahrungswissen völlig Verschiedenes, sondern eine Art Niederschlag desselben. Es verhält sich zu diesem analog wie das Sprachgefühl

zum Wissen von der Gesetzmäßigkeit der Sprache oder wie das Schicklichkeits- und Taktgefühl zur klaren Einsicht in das, was da und dort das Gebotene sei. Ja, das „Gefühl“ ist im Grund nichts anderes als jenes Wissen. Es ist in ihm nur dies Wissen nicht verstandesmäßig auseinandergelegt und mit verstandesmäßiger Schärfe bestimmt, sondern in einem Gesamteindruck verdichtet. Solches Gefühl kann uns im gegebenen Fall sicher leiten.

Diese eben angeführten Bestimmungen sind zweifellos aufschlußreich — bei aller Heraushebung des letzten Endes logischen Charakters des Sprachgefühls wird dem mit der modernen Gefühlstheorie (*F. Krueger*) Vertrauten doch sehr deutlich, auf welchen Rechtsgrund oder welches Tertium comparationis sich die Einbeziehung dieser Erscheinung in den emotionellen Gesamtbereich stützt — gleiten indes recht unbeschwert über eine Reihe sich aufdrängender Fragen hinweg. Diese unbekümmerte Koordination von Sprachgefühl einerseits, sittlichem und gesellschaftlichem Takt andererseits ist in Wahrheit äußerst problematisch, desgleichen die von Sprachgefühl und mechanischem Gefühl; denn das letztere erwächst aus den Urerlebnissen einer personalen Statik und Dynamik, jenes dagegen aus der Aneignung einer uns zunächst fremden Konvention, auf welche unsere eigenen leibseelischen Bedürfnisse keinerlei Einfluß haben, die wir hinnehmen müssen, wie sie ist.

Das Sprachgefühl ist ein unmittelbar (d. h. ohne klar herausdifferenzierte und abgehobene Einsicht in die eine bestimmte Fügung fordernde sprachliche Gesetzmäßigkeit) wirkendes Wissen um das

Seinsollende, das Richtige, Sprachübliche, ästhetisch Positive. Wer auf Grund desselben Entscheidungen trifft, kann oft ganz richtig geurteilt haben, ohne seine Entscheidung begründen zu können. Denn dieses dunkle Wissen, das auf Grund eingeübter Schemata und Analogiefälle die Resultate vorwegnimmt und die begründenden Zwischenstufen überspringt, wirkt ohne deutliches Bewußtsein um die hier in Betracht kommenden Regeln grammatischer usw. Art. Sprachgefühlentscheidungen sind kurzschlüssige Urteile ohne ein Durchlaufen sämtlicher Zwischenstadien, sind Antizipationen der Schlußergebnisse, wobei das Kriterium des Vertrauten und Gewohnten bzw. der Chok des Unvertrauten und Ungewohnten maßgebend ist. Das richtige Resultat wird erzielt, aber der Weg, auf dem es erreicht wurde, die Verfahrensweisen, die dazu aufgeboten werden mußten, sind ins Unterbewußtsein gesunken und nicht mehr willkürlich präsent zu machen. Die Regeln, nach denen das eigene Tun erfolgte, sind vergessen worden; das Endziel scheint unmittelbar und ohne bewußte Überlegung erreicht. Es kann dabei ein einst vorhandenes schulmäßiges Wissen verschwunden sein, ohne daß der darauf beruhende Fertigkeiteniederschlag gleichfalls verschwunden wäre. Man „kann“ dann etwas noch, „weiß“ es aber nicht mehr. Es ist indes auch möglich, daß ein solches theoretisches Schulwissen überhaupt niemals erworben wurde und die Entscheidungen auf Grund der durch sprachliche Umgangs- und Verkehrserfahrungen gewonnenen Schemata und

Musterfälle durch ein Zusammenwirken von Gedächtnis und Analogie getroffen wurden.

Am nächsten kommt den Leistungen des Sprachgefühls das Verhalten des gewiegten Praktikers, der die Verfahrensweisen seines Metiers im Gefühl, d. h. in der Hand hat (die frühere Aphasie- und Apraxiethorie hätte gesagt, er habe sie als Remanenzen in den Ganglienzellen) und sie gewandt ausübt, ohne darüber nachdenken zu müssen. Das war aber nicht von allem Anfang so; vielmehr mußte er die dazu nötige Fertigkeiten in mühsamer Übung erwerben. Zu Anfang war explizite Bewußtseinskontrolle sowie rationales Wissen um die zu befolgenden Regeln vorhanden, die Ausführungsbewegungen wurden bewußt gesteuert. Später wird das überflüssig, es geht auf Grund der Übung auch ohne ständig darauf gerichtete Aufmerksamkeit, und so wird das Bewußtsein weitgehend abgebaut, das als auxiliärer Prozeß ja nur dann einzugreifen genötigt ist, wenn die Sache irgendwie schwierig wird. Dieser Vergleich des Sprachgefühls mit dem „Gefühl“ des erfahrenen Praktikers ist zutreffender als die Herstellung einer Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Sprachgefühl und Gewissen. Das Sprachgefühl als lebendiges un- und überbegriffliches Wissen um das sprachlich Seinsollende mag ja einzelne Analogien mit dem Gewissen als dem lebendigen Bescheidwissen um das sittlich Seinsollende aufweisen, aber im wesentlichen handelt es sich bei dieser Gleichsetzung doch um eine irreführende Metapher, die wesentliche Verschiedenheiten übersieht. Vor allem ist der Grad der Autonomie bei

den Gewissensentscheidungen im Bereich des Sittlichen ein anderer als bei den Urteilen des Sprachgefühls, die zur Gänze der Heteronomie einer Konvention unterliegen.

Das Kind wächst in die Sprache seiner Umgebung hinein. Es schafft sich seine Ausdrucksmittel nicht selbst, sondern erhält einen wohlausgebildeten Bestand davon überliefert. Das ist ja bei den anderen sozialen Objektivgebilden ebenso, aber bei der Sprache wird das am deutlichsten. In die Baugesetze unserer Muttersprache leben wir uns im Zusammenhang mit unserer gesamtgeistigen Entwicklung dermaßen hinein, daß wir ihre Regeln in dem erwähnten Sinn gefühlsmäßig, mit elementarer Gefühlssicherheit beherrschen. Die Gesetze unserer Muttersprache, die wir so geläufig handhaben, daß wir auf Grund derselben mit gleichsam intuitiver Sicherheit über richtig und falsch urteilen, scheinen aus uns selbst zu kommen. Und doch sind sie nicht von uns spontan geschaffen, sind somit nicht autonom, sondern als bereits vorhandene erworben; allerdings sind sie eingeeignet (introzipiert), d. h. die Fremdgesetzlichkeit ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und damit zur Eigengesetzlichkeit geworden.* Auf Grund dieser Introzeption funktionieren die übernommenen und erlernten Sprachregeln einer bestimmten „langue“ mit einer Unmittelbarkeit, als kämen sie aus dem Sprecher selbst, als vermöchte dieser *ex abundantia cordis* oder kraft einer geheimnisvollen Partizipation mit den Wesensgesetzen der Muttersprache zu entscheiden, was richtig und was falsch sei.

*B. Christiansen*⁶⁾ hat mit Nachdruck hervorgehoben, daß die Sprachgesetze offen den Charakter der Heteronomie tragen. Der einzelne fügt sich auch dort, wo die Sprache gegen logisches und ästhetisches Empfinden verstößt, gewöhnlich anstandslos dem überlieferten Gesetz, das er sich angeeignet hat. Fragt man ihn, woher er wisse, daß ein Ding so und so benannt, ein Wort in bestimmter Weise geschrieben wird, warum gerade dieses gilt und anderes falsch wäre, so wird er zugeben müssen, daß er die Kenntnis dieser Regeln nicht aus sich selbst geschöpft hat: sie sind ihm überliefert und gelten, weil es so Landesbrauch ist. Nun gibt es freilich etwas, was den geschilderten Tatbestand verschleiern könnte: eben das Sprachgefühl, das den Schein selbständigen Urteilens verleiht, als könnte man durch unmittelbares Empfinden und spontane Gefühlsreaktion feststellen, was sprachlich richtig oder falsch sei. Aber das Sprachgefühl ist doch nichts anderes als eine aus der Gewöhnung hervorgehende Tendenz der Erwartung ähnlicher Fälle, die nun gestattet, den Gebrauch überkommener Wertungen auch auf solche Einzelfälle, die noch nicht für sich eingeübt sind, auszudehnen. Es handelt sich also um ein eingelerntes Analogieverfahren, und die Urteile des Sprachgefühls sind auf diesem Wege doch der Konvention entlehnt.

Man könnte somit dem Sprachgefühl, dieser eigenartigen Resultante aus Gedächtnis und Analogie, eine Als ob - Autonomie zusprechen. Dem psychischen Funktionieren und der Bewußtseinsrepräsentanz nach ist es autonom: es funktioniert

so leicht und selbstverständlich, als ob die Gründe der Entscheidung aus uns selber flössen, von uns selbst bestimmt würden; der Entstehung nach indes ist es heteronom, da wir die Gründe der Entscheidung übernommen haben. Wir sind nicht Gesetzgeber, sondern lediglich Richter, welche die von ihnen angewendeten Gesetze einem Codex entnehmen, aber diesen auswendig wissen.

Das Sprachgefühl geht zunächst auf das Richtige, das mit dem Sprachgebräuchlichen weitgehend identisch ist, zugleich aber auch auf das Ästhetische. Korrektheit und Schönheit einer Sprachfügung sind nun keineswegs das nämliche, aber gerade im Bereich des Sprachmaterials können sich die beiden Wertprädikate in einer Weise nahekomen wie sonst nirgends. Grobe Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit wirken im Sinn des Fechnerschen Assoziationsprinzips immer auch unschön. Infolge dieser Nachbarschaft der beiden Bewertungsprinzipien arbeitet die populäre Schulstilistik ständig mit Wertverschiebungen, wobei ihr der ästhetische Wert zugleich als der sicherste und der wichtigste erscheint. Sprachfügungen, die in schönheitlicher Hinsicht indifferent sind und nur die Klarheit der logischen Fügung beeinträchtigen, werden als häßlich hingestellt, und weiterhin werden Verstöße gegen bestimmte ästhetische Forderungen auch noch dadurch verpönt, daß ad hoc eine eigene grammatisch-stilistische Regel aufgestellt wird. Das Prinzip der mehrfachen Sicherung sowie der Sicherung durch ein besonders eindrucksvolles Motiv ist auch aus anderen Sachbereichen bekannt. Da

wird etwa das Aufeinanderstoßen zweier Genitive des gleichen Geschlechts als unschön abgelehnt; faktisch aber hat hier wohl nur die schwere Faßbarkeit der solcherart ausgedrückten logischen Beziehungen den Grund des Verbots gebildet. Aus dem nämlichen Grund wird das Zusammenprallen zweier Präpositionen gerügt. Nicht logische, sondern ästhetische Rücksichten stehen dagegen im Vordergrund, wenn die Umschreibung mit „würde“ (der Konditionalis) in bedingenden Nebensätzen verboten wird: offenbar um der Gefahr vorzubeugen, daß das Hilfszeitwort zweimal in unmittelbarer Nachbarschaft auftritt, was ein Verstoß gegen die ästhetische Forderung des Ausdruckswechsels wäre.

Derartige Vorschriften werden von dem über normale Schulbildung verfügenden Angehörigen der Sprachgemeinschaft dunkel-gefühlsmäßig beobachtet, ohne daß er wüßte, warum er dies tut, ohne die „ratio“ dieser Ver- und Gebote angeben zu können. Eine Begründung wird meist gar nicht als notwendig gefühlt. Man könnte den Versuch machen, die im Bereich des Sprachlichen wirksamen, nach Richtigkeit und Schönheit aufzugliedernden Wertnormen einem vorwiegend kritischen und einem in stärkerem Maß schöpferischen Sprachgefühl zuzuordnen. Ich halte jedoch diese Trennung für höchst problematisch. Vor allem wäre es falsch, zu glauben, im Gebiet des schöpferischen Sprachgefühls jene Autonomie finden zu können, die im Wirkungsbereich des kritischen vergeblich gesucht wird. Denn die Sprache als Werkstoff der Dichtung oder sonstiger ästheti-

scher Wirkungen ist ein ganz anderes Material als etwa der Ton des Musikers und die Farbe des Malers. Während diese ihre gesamte ästhetisch bedeutsame Formung und Existenzweise erst durch die schöpferische Tätigkeit des Künstlers erhalten, ist die Sprache als solche schon etwas Geformtes, und Sprachkunst ist daher Formung zur zweiten Potenz. Schöpfer und Genießer von Wortkunstwerken sind in ihren Gestaltungsansprüchen durch dasjenige bestimmt, was die betreffende Sprache als uraltes Werk einer Volksgemeinschaft an immanenten Möglichkeiten in sich trägt. Im Gebiet des Sprachästhetischen ist das einzelne Individuum viel weniger autonom und spontan als anderen ästhetischen Werten gegenüber. Bei der Beurteilung nichtsprachlicher Schönheitserscheinungen sind wir minder stark an ein konventionelles Regelsystem gebunden. Diese Wertbeurteilungen nehmen in unserer Persönlichkeit selbst ihren Ursprung, wenn wir auch hier unter Einfluß des Zeitgeschmacks und gewisser sachlicher Determinationen stehen. Bei der Sprache dagegen ist unser Schönheitsgefühl ständig durch das Überkommene bestimmt; was diesem stracks zuwiderläuft, kann auf positive Beurteilung keinen Anspruch erheben. Nun gibt es allerdings Sprachneuerer sowie eine schöpferische Sprachbereicherung durch Dichter, Schriftsteller und Redner. Indes sind diesen Sprachneuerungen, wenn sie nicht zu Unverständlichkeit und Wirkungslosigkeit verdammt bleiben sollen, verhältnismäßig enge Grenzen gezogen. Im Sinn der erwähnten Sprachneuerung kann nur derjenige

wirksam sein, dessen Tun durch einen ganz bestimmten sprachschöpferischen Takt geleitet ist. Darunter könnte man ein Sprachgefühl im höheren Sinn verstehen, ein Gefühl für das, was man dieser Sprache zumuten darf, was innerhalb ihrer charakteristischen Möglichkeiten liegt: das lebendige Einssein mit den immanenten und sonderartigen Werten der Muttersprache, ihrem Baugesetz, ihrer inneren Sprachform. Allein auch diese Urteilsfähigkeit beruht nicht auf einem angeborenen instinktiven Gefühl, sondern auf einem durch Erfahrung erworbenen Wissen, das allerdings eine ganz bestimmte angeborene Geistigkeitsstruktur voraussetzt, die ich als den Typus der verbalen Intelligenz (im Gegensatz zur mathematischen, technischen, musikalischen) bezeichnen möchte.

Das Sprachgefühl ist in ästhetischer und logischer Hinsicht ein Traditionserzeugnis, ist das sichere Ruhen in den Konventionen einer bestimmten Sprache. Damit ist weiterhin auch schon gesagt, daß das Sprachgefühl konservativ ist. Trotzdem ist es nicht starr und unwandelbar, sondern plastisch, bildsam und mancher Umgestaltung fähig. Wie es ein durch ständige Erfahrungen Gewordenes ist, so ist es auch etwas noch immer Werdendes, durch neue Erfahrungen Modifizierbares. Wäre das Sprachgefühl aller Sprecher einer Sprachgemeinschaft identisch und unwandelbar, so wäre in der betreffenden Sprache jede Änderung unmöglich. Da indes das Sprachgefühl aller Sprecher Wandlungen zugänglich ist, so ist damit auch die Möglichkeit des Sprachwandels gegeben. *H. Paul*⁷⁾ betont, die Sprache eines Indi-

viduums sei nichts Konstantes, auch nicht von dem Zeitpunkt an, wo die Erlernung der Sprache als abgeschlossen gilt. Jedes Sprechen und Hören hinterläßt Spuren, durch welche die früher aufgenommenen, auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen irgendwie modifiziert werden. Es ist schon nicht gleichgültig, ob dadurch gewisse Elemente eine Verstärkung erfahren, die anderen nicht zuteil wird.

Das Sprachgefühl ist ein Kräfteparallelogramm zwischen konservativen und fortschrittlichen Tendenzen, die in eigenartiger Dialektik wirksam werden, wobei indes schon die ersteren nichts absolut Starres, sondern etwas Elastisches sind. Jedes Kultursystem bildet unter dem Einfluß von Übung und Gewöhnung eine Reihe von Einstellungen aus, welche die Tendenz haben, den einzelnen in den überlieferten Bahnen festzuhalten. Bei diesen Übungsprodukten handelt es sich selten um absolut starre Fälle, sondern vorwiegend um plastische Mechanismen, die von Fall zu Fall in ihren Elementen übereinstimmen, in ihrem Aufbau aber sich wandeln. Die Einübung schließt einen gewissen Grad von Selbständigkeit gegenüber den speziellen Fällen in sich, eine Fähigkeit, einen konkreten Fall nach Analogie ähnlicher zu behandeln.⁸⁾

Die Möglichkeit einer Wandlung des Sprachgefühls setzt an einem zentralen Punkt an, daran nämlich, daß es keine bloß reproduktive Kraft ist, die lexikalische und grammatische Bestandteile fertig aus dem Gedächtnis darreicht, so wie sie aus früheren Erfahrungen aufgespeichert da-

liegen, vielmehr eine produktive Potenz, die mit einer gewissen Anzahl von gedächtnismäßig beherrschten Beständen frei und innerhalb der geltenden Rahmenkonventionen auch selbständig arbeitet; dergestalt verfügt es über eine ungleich größere Zahl von Ausdrucksmitteln, als ihm fertig zur Verfügung stehen. Das Sprachgefühl, auf Grund dessen wir auch ein uns bislang unbekanntes Wort des deutschen Lexikons richtig handhaben können, ist somit von vornherein an ein gewisses Ausmaß von Freiheit und Selbständigkeit gewöhnt. Darin liegt zweifellos eine wesentliche Erleichterung des Sprechens, wenn man nicht die ganze Masse des Sprachstoffs gedächtnismäßig zu beherrschen braucht, sondern die benötigten Formen im Augenblick nach einigen wohlvertrauten Mustern zu bilden vermag. Freilich ist damit auch die Möglichkeit von Fehlern gegeben, wenn man irrtümlich ein falsches Muster erwischt. Die Fehlgriffe der Kinder in dieser Hinsicht sind bekannt, aber auch Erwachsenen kann derartiges passieren. Und wenn ein Fehlgriff so nahe lag, daß er von vielen begangen wurde, so war damit oft genug der Ansatz für einen Sprachwandel gegeben. Daß die Verwendung von Sprache nicht allein auf Gedächtnisbesitz, sondern auf schöpferischer Neuverwertung desselben in Form von Analogiebildungen beruht, wobei die Einschätzung dieser beiden Faktoren nicht immer gleich ist, wird stets von neuem betont. In diesem Sinn sagt *H. Delacroix*:⁹⁾ „La langue est dans l'esprit, non point certes comme un dictionnaire, une grammaire, une logique, mais comme

un jeu d'habitudes sémantiques, grammaticales, intellectuelles.“ Dieses Spiel der Sprachgewohnheiten wird geregelt durch das Sprachgefühl „ja es ist im Grund nichts anderes als eben dieses.

Über die Beziehungen zwischen Sprachgefühl und Analogie hat sich *H. Paul*¹⁰⁾ eingehend geäußert. Die einzelnen Wörter attrahieren sich in der Seele des Sprechenden auf Grund partieller Übereinstimmungen im Bereich des Lautlichen oder der Bedeutung, wodurch eine Menge größerer oder kleinerer Gruppen entsteht. Auch analoge Proportionen zwischen verschiedenen Wörtern schließen sich zu Gruppen zusammen, von denen diejenigen, die einen gewissen Grad von Festigkeit gewonnen haben, für die Entwicklung der Sprache und für die Sprechfähigkeit von größter Bedeutung sind. Diese Wirksamkeit analogischer Proportionen ist nicht erst da vorhanden, wo durch sie eine Veränderung des Sprachusus hervorgerufen wird, vielmehr spielt sie schon bei den normalen Sprechleistungen des Alltags eine große Rolle. Die Wörter, die wir in der Rede verwenden und vernehmen, erzeugen sich nur zu geringem Teil durch bloße gedächtnismäßige Reproduktion des früher Aufgenommenen. Ebenso viel Anteil hat eine kombinatorische Tätigkeit, welche auf der Existenz der Proportionengruppen beruht. Sie besteht gewissermaßen in der Auflösung einer Proportionengleichung, indem nach dem Muster geläufig gewordener analoger Proportionen zu einem geläufigen Wort ein zweites Proportionsglied frei geschaffen wird (Analogiebildung).

Demgegenüber vermag *E. Hermann*¹¹⁾ nachzuweisen, daß die analogische Bildung gedächtnismäßig nicht vorhandener Formen viel unbewußter vor sich geht als durch Aufstellen einer Proportionengleichung. Außerdem ist er geneigt, die Rolle des Gedächtnisses höher einzuschätzen, wobei allerdings die Struktur der betreffenden Sprache eine entscheidende Rolle spielt. Wer z. B. litauisch spricht, hat eine Fülle überaus verzwickter Betonungsregeln zu beobachten. Dabei wird ihm die Analogie wenig helfen, vielmehr muß er gewisse Formen einfach gedächtnismäßig parat haben. Die Rolle der Analogie ist in den verschiedenen Sprachen verschieden. Der Litauer darf sie beim Bilden der Verbalformen nicht zu stark beanspruchen, er muß das Gedächtnis benutzen. Der Deutsche kann der Analogie dagegen eine größere Rolle einräumen. Bei Sprachen mit einem verhältnismäßig einfachen und konsequenten Formengefüge (wie dem Ungarischen etwa) kann man sich weitgehend auf die Analogie verlassen; bei Sprachen dagegen, deren Konjugationssystem einer Anekdotensammlung gleicht (Beispiele sind das Provenzalische und das Baskische) muß der gedächtnismäßige Bestand stärker erhalten. Hier spielt dann natürlich auch der Grad der Vertrautheit des Sprechers mit dem Material der betreffenden Sprache eine Rolle. Der minder Vertraute wird sich an ein verhältnismäßig deutlich bewußt gemachtes Einzelparadigma anschließen müssen, wenn er schon nicht die benötigte Form rein gedächtnismäßig reproduziert, im Falle größerer Vertrautheit wird die Form unmittelbar

auf Grund eines allgemeinen Schemas gebildet, das sich vom Vorbild des Einzelparadigmas emanzipiert hat.

Solche Schemata, die wir als morphologische und syntaktische Konstruktionstypen in uns tragen, stellen aber schon eine neue gestalthafte Wirkungseinheit aus reproduziertem und analogisch-kombinatorisch verwertetem Besitz dar. Und erst mit Erreichung dieser gestalthaften Funktionsqualität im Bereich der Handhabung des Sprachlichen (man könnte in diesem Zusammenhang die psychologischen Begriffe der Funktionalisierung und Betriebsförmigkeit verwenden) scheint mir dasjenige gewonnen, was man als Sprachgefühl im eigentlichen Sinn bezeichnen kann. Das Sprachgefühl arbeitet nicht zur Gänze reproduktiv-gedächtnismäßig, sondern immer in entscheidender Weise analogisch-kombinatorisch. Und eben dieser Umstand ist der Ansatzpunkt dafür, daß Wandlungen und Änderungen im Gebildebestand einer Sprache möglich sind. So vermag das Sprachgefühl durch das sich ständig bereichernde und verbessernde Wissen um Sprachliches umgestaltet zu werden. Es kann die im Sinn einer minder empfehlenswerten Lösung mit voller Sicherheit erfolgende sprachgefühlsmäßige Entscheidung im Sinn einer empfehlenswerteren korrigiert werden, wobei indes das ursprüngliche Gefühl der Sicherheit durch eine Zwischenphase der Unsicherheit hindurchgeführt wird, bis sich infolge der erneuten Eingewöhnung wieder Sicherheit einstellt. Dazu einige Erlebnisberichte. Jemand hat, wie das allgemein üblich

ist, „trotz“ mit Genitiv konstruiert; dann gewöhnt er sich auf Grund bewußter grammatischer Überlegungen, um die etymologische Durchsichtigkeit zu wahren, den älteren und noch immer korrekteren Dativ an. Nach dieser Umgewöhnung war er rein sprachgefühlsmäßig eine Zeitlang unsicher in bezug auf „wegen“ und kam mehrfach in Versuchung, auch hier den Dativ zu verwenden, obwohl er diese verkehrssprachliche Unkorrektheit früher nie begangen hatte. Ferner: die frühere Schulgrammatik hatte gelehrt, daß zwei Eigenschaftswörter, die einem Hauptwort in attributiver Funktion vorangehen, nur dann biegungsmäßig gleich behandelt und zwar beide stark flektiert werden, wenn sie logisch einander gleichgeordnet sind, also etwa: mit altem gediegenem Hausrat. Ist dagegen das zweite Eigenschaftswort mit dem Hauptwort zu einer begrifflichen Einheit zu verbinden und somit gegenüber dem ersten durch untergeordneten Ton gekennzeichnet, so wird es schwach flektiert. Diese Scheidung ist von der wissenschaftlichen Grammatik als unbegründet und inkonsequent (da nur für den Dativ gültig) hingestellt worden. Man hat also richtig zu sagen: mit gutem rotem Wein (nicht roten). Die Geschichte und Entlarvung dieser obsoleten Grammatikerschulle habe ich schon in den Unterklassen des Gymnasiums kennengelernt; gleichwohl habe ich noch lange nachher ein unlustvolles Reagieren meines Sprachgefühls beobachtet, wenn mir die richtige Form irgendwo unterkam, und ich mußte diesen Ausschlag des Sprachgefühls durch eine bewußte

grammatische Tröstung kompensieren. Dieser sprachgefühlsmäßige Entscheid war nichts anderes als ein Niederschlag frühesten Sprachunterrichts.

Das Sprachgefühl ist der Gegensatz zum klaren Wissen im Bereich des Sprachlichen. Wenn ein Lehrer in der Arbeit eines Schülers die Fehler anstreicht, so handelt er dabei aus sicherer Einsicht und abgehobenem logischem Erkennen. Anders verhält es sich, wenn jemand, der über keine besonderen Schulkenntnisse verfügt, Fehler erkennt und verwirft, ohne die in Betracht kommende grammatische Regel bewußt zu haben oder auch nur zu bemerken, gegen welche im vorliegenden Fall verstoßen worden war. Man vermag bekanntlich etwas zu fühlen, ehe man es klar erkennt und sich die Gründe dieser unmittelbaren Entscheidung verdeutlichen kann (Vorstufencharakter des Gefühls). Oft wird das Ergebnis eines gedanklichen Prozesses gefühlsmäßig vorweggenommen, noch ehe die urteilsmäßige Bearbeitung beendet war, ja ehe sie noch recht eingesetzt hatte. Jeder kennt das Erlebnis, daß man bei der Begegnung mit einem Menschen, den man kennt, ohne recht zu wissen, wo man ihn „hintun soll“, zunächst ein vages Bekanntheitsgefühl hat, das erst später von der begründenden bewußten Identifikation abgelöst wird. Dieses am Anfang stehende Vertrautheitsgefühl, das sprachlichen Formen und Wendungen gegenüber eine große Rolle spielt und bei der sprachgefühlsmäßigen Entscheidung über richtig und falsch maßgebend beteiligt ist, kann indes nicht als Bewußtseinsletztheit gelten, sondern nur als die emotionale

Begleitung einer mit großer Schnelligkeit und in keimhafter Unentfaltung vorgenommenen Ähnlichkeitsrelation, die zwei Termini in Beziehung setzt: einen gegebenen und einen auf diesen Anlaß hin in vager Andeutung reproduzierten. Es gibt Leute — meist handelt es sich dahei um Angehörige des visuellen Typus — die mehrere in Betracht kommende Formen eines Wortes nebeneinander aufschreiben, wenn sie über dessen Orthographie im Zweifel sind. Diejenige Form, die einen gewissen Unvertrautheitseindruck auslöst, wird verworfen, die von Bekanntheitsgefühl begleitete akzeptiert. Daß Sprachgefühl und Vertrautheitseindruck in engem Zusammenhang stehen, kann nicht bezweifelt werden. Eine vertraute Form wirkt ganz anders als eine fremdartig erscheinende, ohne daß man sich die vorhergehenden Spracherlebnisse, bei denen eben diese Form beteiligt war, explizite ins Gedächtnis rufen müßte und könnte. Hier kann auf das verwiesen werden, was *R. Avenarius*¹²⁾ als Notal und Fidental bezeichnet.

Kleine Änderungen im Bereich einer vertrauten Gegebenheit werden zunächst ganz vage als Verschiebungen innerhalb der Ganzheitsqualität erlebt, bevor der Anlaß dieses geänderten Eindrucks deutlich erkannt wird. Man merkt dann, daß sich an dem komplexen Sachverhalt etwas geändert hat, ohne genau angeben zu können, was denn da anders geworden sei: man weiß es nicht, sondern fühlt es bloß, man antizipiert gefühlsmäßig Einsichten, ehe man sie begrifflich formulieren kann und zu deutlich mitteilbarer er-

kenntnismäßiger Klarheit über den wahren Sachverhalt gelangt ist. Natürlich handelt es sich dabei um kein echtes Fühlen im eigentlichen Sinn, sondern um ein dunkles Wissen und approximatives Urteilen. Ein hübsches Beispiel aus dem Leben bei *R. Wallaschek*.¹³⁾ Dieser Gelehrte sah einst einem Kassier zu, der ein großes Bündel von Banknoten rasch zählte und dabei zwei als falsch beiseite legte. Auf die Frage, woran er die Unechtheit der Noten erkenne, konnte der Beamte bloß antworten, daß sie bei ihm eine Gesichtsempfindung ausgelöst hätten, die von dem Eindruck der anderen Scheine verschieden war; worin diese Verschiedenheit bestehe, müsse er erst durch sorgfältige Beobachtung herausfinden. Es ergab sich dann, daß bei der einen Banknote das Papier ein anderes war, bei der zweiten wies die Randzeichnung einen kleinen Fehler auf. *Wallaschek* zieht daraus die Folgerung, man könne einen Kontrast bemerken, bevor man wisse, worin er eigentlich liege.

Dieser Kassier besaß somit ein Regulativschema der normalen Banknoten, und jede Abweichung davon fiel ihm als wirksame Differenzimpression auf, und zwar unmittelbar „gefühlsmäßig“ (d. h. global-ganzheitlich), ohne daß er die Einzelheiten der Abweichung genau hätte bezeichnen können. Auf diesem Weg erkennt man auch Druckfehler, orthographische Versehen u. ä. zunächst auf dem Weg eines gefühlsmäßig erfaßten Andersseins, dem dann allerdings sehr rasch die erkenntnismäßige Begründung nachfolgt. Doch muß es gar nicht bis zur Klarheit des Begriffs kommen; man kann —

namentlich bei fehlendem Wissen um sämtliche Einzelheiten der korrekten Form — bei der vagen und ungegliederten Erfassung der Differenzimpressionen stehenbleiben. Das ist bei den gefühlsmäßigen Entscheidungen über sprachliche Dinge sogar ein häufiger Typus, weil zahlreichen Angehörigen der Sprachgemeinschaft, die über ein relativ sicheres Sprachgefühl verfügen, die exakten grammatischen Kenntnisse fehlen. Die sprachgefühlsmäßige Entscheidung gelangt dann nicht über die sogenannte „Bewußtseinslage“ hinaus, worunter wir mit *Marbe*¹⁴⁾ eine Bewußtseins-tatsache meinen, deren Inhalt noch nicht explizit gegeben und klar auseinandergelegt ist. Es gibt eine Bewußtseinslage des Richtigen und Falschen, des Ungewöhnlichen, nicht zum Regulativschema passenden, wobei die Abweichung von der Norm (welch letztere sich als besonders häufiger Erfahrungsniederschlag besonderer Verfestigung erfreut) im Sinn einer Differenzimpression wirksam wird.

Das Sprachrichtige hat — als bare Konvention — in der Regel keine sachliche, sondern nur eine statistische Auszeichnung. Es sagt uns also nicht ein angeborenes, etwa aus unserer Teilhabe am Volkscharakter stammendes Gefühl, daß die und die Form dem Sprachgeist zuwiderlaufe, sondern wir haben — von dem Fall der ausdrücklichen Belehrung sehe ich dabei ganz ab — einfach viel öfter Gelegenheit gehabt, die richtigen als die falschen Formen zu hören und zu lesen. Ferner heben sich die verschiedenartigen Fehler sozusagen auf, während sich die Eindrücke des Richti-

gen durch Gleichförmigkeit verstärken. Wo ein bestimmter Fehler häufig zu hören ist, häufiger als die korrekte Form, dort richtet sich das Sprachgefühl an dem Fehler aus, wie die Tatsache des Provinzialismus beweist. Ebenso würde der Bankkassier, der seine Erfahrungen ausschließlich an einer bestimmten Sorte von Fälschungen gemacht hätte, eine echte Banknote zurückweisen, die man ihm unter die vertrauten Fälschungen geschmuggelt hätte. Damit ist der schlüssige Beweis geliefert, daß das Richtigkeitsgefühl nichts anderes ist als ein Erfahrungsnieder-schlag, ein Arbeiten mit Schematen, die uns infolge gehäufte-r Umgangserfahrungen völlig ge-läufig geworden sind, die kritisch zu wirken vermögen, obgleich sie nur dunkel und implizite be-wußt sind. Bekanntlich vermag sich an Hand eines gegebenen konkreten Beispiels ein Wissen in uns zu entzünden, das uns spontan, d. h. ohne diese Auslösung, nicht zur Verfügung stünde. Wir sind dann in der Regel selbst erstaunt, welches Ausmaß von kritischem Wissen durch diese An-regung entbunden wird.

Daß das Sprachgefühl nicht immer mit elemen-tarer Sicherheit aus eigenem das Richtige trifft, sondern in Auswirkung schlechter Vorbilder und Angewöhnungen oftmals daneben greift, sieht man an den zahlreichen Provinzialismen und Idiotismen, die dem die Norm abgebenden ge-meinsprachlichen Brauch widersprechen. Das Sprachgefühl liefert somit keine Entscheidungen im Sinn der sozusagen kategorischen, sondern lediglich der hypothetischen Imperative des

Sprachlichen. Den meisten Österreichern und gerade solchen, die in Mundart und bodenständiger Verkehrssprache wurzeln, gibt ihr Sprachgefühl ein, statt „hinten“ rückwärts zu sagen. Es würde also ein Satz wie: Die Wohnung des Hauswarts befindet sich rückwärts im zweiten Hofe ihrem Sprachgefühl nicht nur nicht widerstreiten, sondern in ihnen sogar ein gewisses Richtigkeitsgefühl erzeugen und das selbst dann, wenn sprachliche Schulung ihnen sagt, daß hier eine fehlerhafte verkehrssprachliche Wendung vorliegt. Oft ist es gerade die Mundart, die hier verführend wirkt. Die geringe Sicherheit, mit der gewisse norddeutsche Kreise den Dativ und Akkusativ des Personalpronomens der ersten Person auseinanderhalten, geht auf die Tatsache zurück, daß das Niederdeutsche für „mir“ und „mich“ nur die einheitliche Form *mi* hat. Auch die Gepflogenheiten einer Berufs- und Geschäftssprache können das Sprachgefühl irreleiten. Einer meiner Bekannten rügte in einer kaufmännischen Werbeschrift die richtige Wendung: Wir besitzen ein reichhaltiges Lager von Stoffen verschiedenster Art. Nach seinem Sprachgefühl, das in diesem Fall an einer im Kaufmannsdeutsch oftmals verwendeten fehlerhaften Präpositionalfügung ausgerichtet war, hätte es heißen sollen: Lager in Stoffen

Wenn gelegentlich die Neigung besteht, das Sprachgefühl für eine Art blutmäßig vermittelten, somit angeborenen Kontakts des echtbürtigen Volksangehörigen mit dem innersten Wesen der Muttersprache zu halten, so muß dieser Auffassung die Tatsache entgegengehalten werden, daß

auch zahlreiche Volksangehörige, an deren einwandfreier Abstammung kein Zweifel möglich ist, ein oft recht unsicheres, ja fehlerhaftes Sprachgefühl aufweisen. Besonders beweiskräftig scheinen mir hier die innerhalb der echtsten Mundart auftretenden Unsicherheiten des Sprachgefühls zu sein. Dafür nur ein einziges Beispiel, das deutlich zeigt, daß das Sprachgefühl die Auswirkung einer empirisch nachgeburtlichen Gewöhnung an Musterfälle, Gepflogenheiten und Schemata der Sprache ist, also keine vorgeburtlich verankerte Einstellung auf die wesensaffinen Besonderheiten einer arteigenen Sprache. Wiener Kinder, die von einwandfrei deutschen Eltern abstammen, deren Großeltern bereits in Wien ansässig waren, haben mit gewissen mundartlichen Bräuchen Schwierigkeiten, und zwar an Stellen, wo ihren Großeltern niemals ein Fehlgriff unterlaufen wäre. So etwa bei der Unterscheidung des hellen und dunklen a (jenes ist im Bayrisch-Österreichischen die phonematische Entsprechung für den Sekundärumlaut, dieses die für das germanische a). Die junge Generation sagt etwa Hagel, Wasser, Laxenburg (Name eines Lustschlosses bei Wien) mit hellem a, wogegen die echte Mundart hier den dunklen Laut verlangt. Gelegentlich kommt es aus innerer Unsicherheit des mundartlichen Sprachgefühls zu hypermundartlichen Formen, indem man die Lautform, von der man glaubt, daß sie die vor allem für die Mundart charakteristische ist, auch dort setzt, wo faktisch die der Hochsprache nähere hingehört. So hört man gelegentlich im Wort Antn (Ente) ein

dunkles a, obgleich hier das helle zu sprechen wäre. Hyperkorrekte Formen gibt es eben in der mundartlichen wie der hochsprachlichen Rede, obgleich sie in der letzteren natürlich häufiger sind. Die falschen und übereifrigen „hyperhochdeutschen“ Korrekturen, durch welche mundartliche Formen einer nicht genau gewußten hochsprachlichen Form angeglichen werden sollen, sind Auswirkungen eines Sprachgefühls, das im Bereich des Gemeinsprachlichen unsicher ist, also eines unzulänglichen Wissens um die gemeinsprachlichen Forderungen, das nicht mit Sicherheit und Unmittelbarkeit seine Bestände darreicht. Sie haben ihren Ort in dem Zwischenreich zwischen einem unsicheren Sprachgefühl und dessen Korrekturen durch ein ebenso unsicheres Wissen um die hochsprachlichen Vorschriften. So schreiben Kinder aus Wien und der weiteren Umgebung dieser Stadt für „Storch“, „Brot“, „offen“ Starch, Brat, affen, da ihnen nach einer nicht zur Klarheit des begrifflichen Wissens gediehenen Erfahrungsregel der dunkle o-ähnliche Laut als a potiori mundartlich, der helle dagegen als hochsprachlich erscheint. Sie haben also ein vages Regulativ, daß der dunkle Laut nach Möglichkeit zu vermeiden ist, wenn hochsprachlich geredet werden soll. Und nun vermeiden sie ihn mit der für das unsichere Sprachgefühl charakteristischen Überkompensation selbst dort, wo er auch hochsprachlich hingehört. Man kann es als Regel aufstellen: unsicheres Sprachgefühl, das von unzulänglichem Wissen überwacht wird, erzeugt hyperkorrekte Formen und sprachliche Überkompensationen im Bereich

des Hochsprachlichen wie der Mundart, je nachdem was im konkreten Fall als verbindliche Sprechnorm gilt.

Dem Angehörigen des bayrisch-österreichischen Mundartgebietes fehlt das lebendige Sprachgefühl für das Imperfektum, da er im Sprechverkehr nur das umschriebene Vergangenheitstempus kennt. Wenn er, um seiner Rede einen hochsprachlichen Anstrich zu geben, sich des Imperfektums bedient, so kommt es häufig zu überkompensatorischen Imperfektverwendungen, d. h. er gebraucht es auch außerhalb der Erzählung, also auch dort, wo der mit diesem Tempus wohlvertraute Nord- und Mitteldeutsche das Perfektum verwenden würde, zu Zwecken des Berichts über abgeschlossene Einzeltatsachen, der Konstatierung usw. Ähnliche Überkompensationsprodukte des zufolge der Unstimmigkeit zwischen heimischer Mundart und unzulänglich beherrschten hochsprachlichen Bräuchen unsicheren Sprachgefühls sind: die Ersetzung von „trotzdem“ durch obgleich auch in Hauptsätzen, die Vermeidung von nachdem auch in Temporalsätzen, wo es hochsprachlich durchaus zulässig ist, weil man weiß, daß es in Kausalsätzen, wo es die eigene Mundart mit Vorliebe verwendet, verboten ist. Dasselbe gilt für wann — wenn. Daß es auch hypermundartliche Fehlgriffe gibt, wurde schon erwähnt. Eine mundartliche Überkompensation, vorgenommen von Nord- oder Mitteldeutschen, die bayrisch, bzw. schwäbisch reden wollen, besteht darin, daß sie jedes hochsprachliche ei unterschiedslos durch oa oder oi wiedergeben,

obwohl beide Mundarten eine lautgesetzliche Scheidung streng durchführen: bayr. oa, schwäb. oi ist die Entsprechung vom german. ei; bayr. ei, schwäb. ë-i dagegen die von mhd. î. Got. ains, twai, þreis; bayr. oans, zwoa, drei; schwäb. oins, zwoi, drë-i; mhd. wît unde breit, bayr. weit und broat. Es ist nun sehr interessant, daß auch Kindern, ja heute selbst schon jüngeren Erwachsenen echt bayrisch-österreichischer Abkunft die Wahl der richtigen Entsprechung gelegentlich Schwierigkeit macht, daß sie dort oa sagen, wo ei hingehört: vor allem bei selteneren Wörtern, für die sie nur wenige Aussprachemuster zu sammeln Gelegenheit hatten. Hiermit gewinnen wir dann auch Aufschluß über die Ursache dieser Unsicherheit der jüngeren Generation. Sie entspringt nicht daraus, daß es sich bei diesen Kindern um weniger echte Angehörige der Mundartgemeinschaft handeln würde, sondern kommt lediglich daher, daß die Angehörigen der jüngeren Generation bei dem progressiven Zurückweichen der Mundart immer weniger Gelegenheit haben, unverfälschte Mundart zu hören, da diese weitgehend von einer hochsprachlich beeinflussten Verkehrssprache verdrängt wird.

Derartiger Überkompensationen gibt es im Bereich des Syntaktisch-Stilistischen, des Grammatisch-Morphologischen, vor allem in dem des Lautlichen eine Menge. Ihre Ursache ist in allen Fällen eine Unsicherheit des Sprachgefühls, die sich gleicherweise in „Überentäußerungen“ wie in „Überselbstbehauptungen“ zur Geltung bringt. Zu

diesen Dingen hat *W. v. Wartburg*¹⁵⁾ interessantes Material beigebracht. Als oberitalienische Kolonisten zur Neubesiedlung des den Arabern abgenommenen Sizilien herangezogen wurden, sahen sie sich z. T. völlig anderen Lauten gegenüber. In ganz Unteritalien sprach man statt -ll- einen apikalen Laut -dd-. Mit der Zeit wurde dieser Laut in das phonetische System der Kolonisten aufgenommen, die aber insofern noch mehr taten, als sie auch die einfachen l-Laute, die von den Unteritalienern als l gesprochen wurden, durch den für sie neuen, apikalen Laut ersetzten. Sie hatten in ihrer Heimat *stella* und *luna* mit dem gleichen l gesprochen. Da sie nun in Nachahmung der sizilianischen Aussprachegepflogenheiten *stedda* aussprachen, lag es für sie nahe, nunmehr auch *dduna* zu sprechen, obgleich die Einheimischen hier *luna* sprachen. Die Kolonisten übertrugen in ihre sizilianisierte Artikulation die Identität des l, wie sie in ihren alten Sprechgepflogenheiten bestand, übertrieben somit die von den sizilianischen Nachbarn übernommene Lautung. In den hypersizilianischen Ausspracheweisen *dduna*, *ddagrama* haben sie sich ihrer eigenen Lautgewohnheiten in einer Weise entäußert, die über das Ziel hinausgeht.¹⁶⁾ Derartige Überentäußerungen gibt es auf allen Sprachgebieten. Im Solothurnischen wird -nd zu ng; man spricht also *han* (Hand), *zin* (Kind). Im Bestreben, sich dieser von den ländlichen Sprechern selbst als bäurisch empfundenen Eigenheit zu entledigen, sprechen dann aber viele Leute ländwilig statt längwilig (langweilig). Einen anderen Weg

hat die Entwicklung in folgendem Fall genommen: in der Lombardei entspricht mundartlich jedem lateinischen á ein a, gleichgültig, ob die Silbe offen oder geschlossen ist. Im Engadin und im oberen Teil des Bergell (Sopraporta) bleibt a in geschlossener Silbe, wird aber in offener zu e. Im unteren Bergell (Sottoporta) hingegen entspricht dem a in jeder Stellung ein e. Wir finden somit

lat. nasu lomb. nas Sottoporta nes Engadin nes
 parte part pert part

Wie sind diese eigentümlichen Verhältnisse in Sottoporta zustande gekommen? Der Ausgangspunkt muß in der unmittelbaren Nachbarschaft der Lombarden liegen. Man wußte, daß in vielen Fällen dem lombardischen a in der eigenen Mundart ein e entsprach. Durch den vielen Verkehr mit den immer a sprechenden Leuten war man etwas unsicher geworden, wo man selber a, wo e spreche. So sprach man denn im instinktiven Drang, an der eigenen Mundart unbedingt festzuhalten, einfach überall e statt des lombardischen a. Man unterstrich so die Trennung von den durch Mundart, Konfession und politische Zugehörigkeit verschiedenen Lombarden. *Wartburg* nennt das Über selbstbehauptung. Diese Erscheinung ist ebenso wie die Überentäußerung eine Unterform der sprachlichen Überkorrektheit¹⁷⁾, unterscheidet sich aber durch die wertende Einstellung zum fremden Idiom. In beiden Fällen wird durch die Verschiedenheit der als verbindlich erkannten Muster eine oft weitgehende Unsicherheit des Sprachgefühls erzeugt.

Wie sehr das Sprachgefühl auf der Gewöhnung

an Musterfälle und nicht primär auf der unmittelbaren Angepaßtheit unseres Geistes an die immanenten Wesensgesetze einer Sprache beruht, geht auch daraus hervor, daß es sofort unsicher wird, sowie die Muster Unstimmigkeiten aufzuweisen anfangen oder zu falschen Auslegungen die Möglichkeit bieten. Von hier aus kann es zu tiefgreifenden syntaktischen Änderungen aus Mißverständnissen oder mangelndem historischem Wissen kommen, die vom Sprachgefühl nicht verhindert, sondern im Gegenteil bewirkt werden. Im Deutschen ist „es“ heute nur noch Nominativ und Akkusativ des Neutrums des Personalpronomens der 3. Person. In früherer Zeit aber war dieses Wort auch noch Genitiv des Neutrums und hatte somit die Bedeutung „seiner“, „dessen“. Isoliert kommt dasselbe heute noch vor in Wendungen wie: er will es nicht wahrhaben, daß (es) Gott erbarm. Von zahlreichen Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft wird dieser Genitiv nicht mehr verstanden und als Akkusativ aufgefaßt, was daraus deutlich wird, daß auch bei der Transposition des Personalpronomens in den Bereich des Demonstrativs, wo formenmäßig kein Zusammenfall stattfindet, die falsche Deutung einsetzt und man daher sagt: er will das nicht wahrhaben. Statt des richtigen: des walte Gott, hört und liest man heute nur noch: das walte Gott, obwohl „walten“ doch zweifellos mit dem Genitiv der Sache zu konstruieren ist: er waltet seines Amtes, mhd. er wielt der vâne. Derartige Änderungen kommen zustande, weil man die ursprüngliche Konstruktion nicht mehr versteht und das Sprachgefühl sich an

handgreiflichen Analogiefällen ausrichtet. Die Fügung „seines Amtes walten“, wird als poetischer Archaismus gefühlt; man orientiert sich an der gebräuchlicheren Form: verwalten mit Akkusativ. Diese Ausrichtung des Sprachgefühls an handgreiflichen Musterfällen führt dann gelegentlich dazu, daß feinere syntaktische Differenzierungen, die vom logischen Standpunkt aus sehr zu begrüßen waren, aufgegeben werden.

Wer sich in einem schwierigen Fall, den er nicht unmittelbar zu entscheiden vermag, zurechthelfen will, macht dies so, daß er die schwierige Konstruktion auf ein einfacheres Schema, einen leichter überschaubaren Musterfall zurückführt. Diese Reduktion auf das Simple und Naheliegende hat die Folge, daß das Gefühl für das Seltenere, die minder naheliegende Konstruktion verlorengeht. Ich entsinne mich, daß in den ersten Jahren meiner Volksschulzeit das Kinderlied: Als ich noch im Flügelkleide, In der Mädchen Schule ging, meinen Protest hervorrief. Ich verstand den vorangestellten attributiven Genitiv nicht, sondern hielt die näherliegende prosaische Wendung: in die Mädchenschule für allein zulässig. Im gleichen Sinn urteilte das Sprachgefühl einer Opersängerin, die an der Textstelle aus dem Gebet der Agathe: sende deiner Engel Scharen, Anstoß nahm und mich fragte, ob sie nicht: sende deine Engelscharen singen solle. Diese Ausrichtung des Sprachgefühls an handgreiflichen und nächstliegenden Musterfall mindert auch das Verständnis für poetische Lizenzen.

Ich habe mehrfach Gelegenheit genommen,

kleine Experimente über das Funktionieren des Sprachgefühls anzustellen. Durch sie haben die eingangs bereits mitgeteilten Allgemeinformulierungen stets von neuem Bestätigung gefunden. Wir sprechen und schreiben Richtiges, vermeiden Falsches rein auf Grund unseres Sprachgefühls ohne explizites Wissen um die zugrunde liegende grammatisch-stilistische Regel, die Bestimmtes fordert, anderes verpönt. Weitaus mehr Deutsche vermeiden es, Adverbia adjektivisch zu gebrauchen, als es über die betreffende Regel klar Informierte gibt. Und solche, die sich allenfalls noch zu der nicht sehr empfehlenswerten Fügung verstehen: Studienreferendar X. stand während des letzten Halbjahrs an obiger Schule in aushilfsweiser Verwendung, werden doch nie dahin zu bringen sein, Fügungen zu gebrauchen wie: das unachtsamerweise Fortgehen, die möglicherweise Ankunft. Sie verwerfen derartiges anscheinend ganz unmittelbar, ohne ein Bewußtsein der Regel zu haben, daß von den mit -weise gebildeten Adverbien allenfalls noch solche attributiv zu verwenden sind, die als ersten Kompositionsbestandteil ein Hauptwort haben, wogegen eine derartige Verwendung solcher Umstandswörter, die aus der Verbindung eines Adjektivs mit -weise bestehen, auch in wenig gepflegter Umgangssprache nicht angeht. Man lehnt das ab, weil man dafür keine Schemata, keine bestätigenden Musterfälle, keine leitenden Modellkonstruktionen und grammatisch-stilistischen „patterns“ besitzt. Ferner sagt man richtig: ich baue auf dich (deine Hilfe), aber: er baut auf festem Grunde; desgleichen: Gesetze in einem Lande ein-

führen, jedoch: Waren in ein Land einführen, ohne zu wissen, daß die Differenzierung der Kasus bedingt ist durch die Verschiedenheit der metaphorisch-uneigentlichen und der eigentlichen Verwendung des Zeitworts.

Das Sprachgefühl, die Ausrichtung unseres Sprachverwendens an lebendigen Musterfällen, die mit großer Sicherheit kritisch wirksam sind, aber auch bei der Evokation der aktuell benötigten Sprachformen eine große Rolle spielen, erspart eine Fülle expliziten grammatischen Wissens, das in seiner Abstraktheit ohnehin nicht viel Aussicht hat, behalten zu werden. Für das flüssige Beherrschen einer Fremdsprache ist es geradezu eine Lebensfrage, daß hier ein lebendiges Sprachgefühl erworben wird, das viel wirksamer ist als grammatisches Reihenwissen und formale Paradigmen. Es kommt beim lebendigen Sprachgebrauch gar nicht darauf an, die grammatische Ratio für ein bestimmtes Vorgehen zu wissen, wenn nur dieses Vorgehen richtig ist. Die theoretische Einsicht ist minder wichtig als die praktische Fertigkeit des Gebrauchs, sie ist ihr gegenüber etwas Späteres (Primat der Praxis) und kann auch ohne explizite Belehrung an Hand von Umgangserfahrungen erworben werden. Ebenso gibt es begabte musikalische Dilettanten, die auf dem Klavier kleine Improvisationen korrekt auszuführen vermögen, ohne je in Harmonielehre und Kontrapunkt unterwiesen worden zu sein. Was sie leitet, ist ein gewisses Harmonie„gefühl“, d. h. eine dunkel-wissensmäßige Orientierung des eigenen Verfahrens beim Bilden von Akkorden, das an Struktur- und Abfolge-

gesetzlichkeit oftmals gehörter Akkordverbindungen ausgerichtet ist.

Wenn wir unter Primat eine genetische und sachliche Auszeichnung verstehen, so können wir von einem Primat des Fertigungsprodukts gegenüber dem theoretischen Wissen sprechen. Wenn ich mir die mundartlichen Entsprechungen der gemeinsprachlichen Umlautsformen im Bayrischen verdeutlichen will, so muß ich mir einige Musterwörter vorsprechen und daraus die Regel abstrahieren: die lebendigen Sprachbestandteile sind älter als alles grammatische Rasonnement. Es besteht aber auch ein Primat der sprachlichen Leistungs- und Sinngestalt vor dem isolierten Einzelfall. Wir tragen keine Paradigmen und abstrakten Reihen in uns herum, sondern Muster von verständigungsbrauchbaren Wendungen. Was beim Sprachgebrauchen wirksam wird, sind sprachliche Gestalten und Strukturen komplexerer Art, gegliederte Leistungszusammenhänge: also nicht eine Summe isolierter Wortformen, sondern jede dieser Formen in der Einbettung einer bestimmten syntaktischen Verwendung; nicht isolierte Wortbedeutungen, sondern diese im Zusammenhang sinnvoller Wortverbindungen. Diese „pattern words“ oder „pattern phrases“ sind somit durchaus als sprachliche Strukturen und Gestalten aufzufassen. Daß in dieser gestalthaften Bindung und Einbettung das eigentlich Wirksame liegt, sieht man aus folgendem. Jemand, der über eine bestimmte Form im Zweifel ist, weil er sie nicht in klarer Abhebung und Ausdrücklichkeit reproduzieren kann, ist in solchen Fällen genötigt, die

fragliche Form in den gestaltlichen Zusammenhang eines sinnvollen Mustersatzes einzubetten. Fragt man einen grammatisch Ungeschulten unvermittelt, ob „wegen“ mit dem zweiten oder dritten Fall zu verbinden sei, so wird er sich mit der Konstruktion eines Beispielsatzes zu helfen suchen. Er beginnt etwa: Wegen der Erkrankung... verwirft das aber sogleich, da das Femininum nicht zwischen den in Frage kommenden Kasus scheiden läßt und kommt schließlich zu Fügungen: Wegen eines heftigen Unwohlseins... oder: Wegen Todesfalls geschlossen, die ihn auf Grund des erwähnten Vertrautheitseindrucks befriedigen und ihm die verlangte grammatische Entscheidung ermöglichen. Das Maßgebende ist somit die gestaltliche Funktion und die Einbettung in ein verständigungsbrauchbares Sinnganzes. Die Leistungs- und Verwendungsgestalten, die in ihrem vertrauten und korrekten So - Sein sprachgefühlsmäßig beherrscht werden, sind das Primäre und lebendig Wirksame, nicht die atomistisch isolierten grammatischen Einzelformen und Paradigmen. Analog vermag der Mathematiker, der eine große Anzahl von Formeln nicht gedächtnis- und wissensmäßig, wohl aber einsehens- und kenntnismäßig beherrscht, jeden Augenblick eine ihm nicht parate Formel abzuleiten, und zwar aus einer konkret gestalthaft erlebten Verhältnisbeziehung. Das Sprachgefühl ist eben nicht an isolierten Paradigmen ausgerichtet oder gar an den Reihenbildungen der Schulgrammatik, sondern an sprachlichen Sinn- und Leistungsgestalten. Was uns die Flexionsformen richtig verwenden läßt, sind in den seltensten Fällen explizit aktivierte

grammatische Kenntnisse, sondern meist gedächtnis- und übungsmäßig beherrschte Muster- und Analogiefälle oder dunkle Regulative syntaktischer „Typen“, eben das Gefühl für syntaktische Beziehungen ganzheitlich gestalthafter Art, wie sie durch die Typen bestimmter Kasus und deren Verwendungssinn gegeben sind. Diese Ausrichtung des Sprachgefühls an Ganz- oder Teilgestalten ist in einem bestimmten Bereich ein erneuter Beispielfall für das Streben nach gestalthaften Ordnungen und ausgezeichneten Endzuständen. Welchen Streich u. U. diese Ausrichtung des Sprachgefühls an insignen (ausgezeichneten und prägnanten) Gestalten dem Sprecher oder Schreiber spielen kann, sieht man aus den syntaktischen Formelbrüchen der Aprosodokesen und Anakoluthen, die sich aus einem Streben nach Herstellung der syntaktischen Ruhelage erklären lassen: der Sprecher oder Schreiber wird in einer schwierigen und langatmigen Periode aus der ungewohnteren Nebensatzordnung in die vertrautere Hauptsatzordnung abgedrängt, oder er bedient sich dieses Verfahrens absichtlich, um sich aus einer schleppenden Konstruktion zu befreien. Beispiele für ein derartiges Verfahren lassen sich aus den verschiedensten Bereichen stets von neuem erbringen. *Hermann*¹⁸⁾ berichtet, daß geborene Litauer auf die Frage nach einem der in ihrer Muttersprache ungewöhnlich komplizierten Betonungsverhältnisse leicht in Verwirrung geraten, aus der sie erst herausfinden, wenn sie sich die Betonung des betreffenden Wortes aus der Stellung in Sätzen klarmachen. Also auch hier der Rekurs auf einen Gestaltzusammenhang.

Diese Abstellung auf prägnante Gestaltlichkeit gilt sowohl für das Gedächtnis als auch für die analogische Kombinationsfähigkeit. Bei der letzteren ist die Auszeichnung insigener Verwendungstypen gestalthafter Art ganz klar, aber auch rein gedächtnismäßig werden gestaltlich nach dem Prägnanzgesetz geordnete Bestände leichter reproduzierbar sein als andere. Überhaupt möchte ich als Sprachpsychologe nicht die scharfe Trennung zwischen Gedächtnis und Analogie vornehmen, wie sie bei Philologen und Linguisten anzutreffen ist. Darüber habe ich mich in anderem Zusammenhang eingehender geäußert.

Das Sprachgefühl der einzelnen Angehörigen derselben Sprachgemeinschaft kann nicht unbedeutliche Intervarianzen aufweisen, obgleich sie doch alle an den nämlichen sprachlichen Satzungen ausgerichtet sind. Die Gründe dieser Verschiedenheiten sind objektiver und subjektiver Art, liegen entweder in der Sprache selbst oder den sie gebrauchenden Individuen. Was die erste Gruppe der Gründe anlangt, so muß gesagt werden, daß die Sprache nicht alles mit apodiktischer Sicherheit und völliger Eindeutigkeit entscheidet und festlegt, sondern Lücken der Satzung aufweist und manches dem Belieben anheimstellt. Der Sprachgebrauch zeigt Schwankungen, in manchen Fällen liegen gleichberechtigte Formen vor. Man denke an Fügungen wie: wir Deutsche oder wir Deutschen, die Unsicherheit, ob nach alle, solche usw. die starke oder schwache Form eines darauf folgenden Adjektivs zu setzen ist, an die Schwankungen beim Konj. Imperfekt starker Verba, wo manchmal noch

der mhd. Vokalwechsel im Plural dieses Tempus nachwirkt (stände-stünde). Es ist also schon im Sachlichen die Möglichkeit gegeben, daß das Sprachgefühl zweier Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft verschieden urteilt, je nach den beobachteten und auf Grund einer besonderen Aufmerksamkeitszuwendung im Gedächtnis bewahrten Musterfällen, dem Assoziations- und Reproduktionsmaterial, der Gewöhnung und Vertrautheit usw. Diese Diskrepanzen werden in den höheren Bereichen des Sprachlichen größer sein als in den fundamentalen: über stilistische Fragen kann oft sehr verschieden geurteilt werden, über elementargrammatische nicht. Der Grund für die Differenzen sprachgefühlsmäßiger Entscheidungen kann aber auch in den Sprechern liegen, die durch verschiedene Schulung und Bildung in sprachlichen Dingen, durch verschiedene Urteilsfähigkeit in solchen von einander getrennt sind. Immer wieder kann man vor bestimmten Wortzusammensetzungen. Fügungen und Wendungen hören: „Meinem Sprachgefühl nach geht derartiges nicht an“. In diesem Fall hat also das Sprachgefühl des kritisch Stellungnehmenden anders entschieden als das des Sprechers oder Schreibers. Hierbei reicht die Skala dieser Unterschiede vom Fehlerhaften über das an sich Mögliche, aber weniger Empfehlenswerte bis zu den Fällen, wo zwei verschiedene Möglichkeiten gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Dabei kann die Entscheidung bald mehr von grammatischen, bald von sprachlogischen oder ästhetischen Gründen diktiert sein, die als solche freilich meist nicht klar

zum Bewußtsein kommen. Fehlerhaft funktioniert ein Sprachgefühl, wenn seine Reaktionen dem geltenden Sprachgebrauch widersprechen, obwohl der Betreffende vielleicht allerlei Gründe und Analogiefälle ins Treffen führen kann und er mit der von ihm gewählten Form folgerechter vorgegangen ist als die gültige Konvention. Wer überschwenglich mit ä schreiben wollte, könnte sich auf dessen Ableitung von Überschwang, ferner darauf berufen, daß bänglich, lächerlich usw. als von bange, lachen usw. kommend, mit ä geschrieben werden. Trotzdem ist er im Unrecht. Zwei meiner Bekannten gebrauchen das Wort hoch in adjektivischer wie in prädikativischer Verwendung ohne die vorgeschriebene Auslautsverhärtung; sie sagen also gleicherweise: der hohe Stefansturm wie: der Stefansturm ist hoh. Zur Stützung dieses Sprachgebrauchs und des diesem zugrunde liegenden Gefühlsentscheids könnten sie sich auf Fälle berufen, wo die vorhandene Auslautsverhärtung allgemein rückgängig gemacht wurde: beim Wort rauh, das früher rauch lautete (flektiert rauher), war dies der Fall, aber aus einem zulänglichen Grund, um die Verwechslung mit dem Hauptwort Rauch (fumus) zu vermeiden.

Aber die Gründe für die Verschiedenheit des Sprachgefühls liegen noch tiefer, im tiefsten Wesen der Sprache. Darin nämlich, daß diese kein zur Gänze und unwandelbar festgelegtes System von Ausdrucksmitteln ist, sondern eine Tätigkeit mit einer gewissen unvermeidlichen Spielraumbreite, zudem ein schöpferisches und damit verant-

wortliches Tun, das jeder ausüben muß, obgleich er von diesem System der Sprachgebilde (*langue*) nur einen Teil beherrscht, wobei hinter dieser tätigen Sprachausübung die betreffende Persönlichkeit mit ihrem sprachlichen Bildungsgang usw. steht. Aus dem Umstand, daß nicht jeder das nämliche Gedächtnis, die nämliche Entschlossenheit zu kühneren Analogiebildungen, die gleiche Eignung zu Erfahrungen im Bereich des Sprachlichen und zur produktiven Verwertung des Überkommenen besitzt, erwachsen gewisse Unterschiede des Sprachgefühls. *E. Hermann* gebraucht mehrfach die Wendung „mein Sprachgefühl“ und gibt damit implizite (übrigens später auch *expressis verbis*) zu, daß andere ein anderes Sprachgefühl haben. Ein in diesem Zusammenhang von ihm verwendetes Beispiel ist folgendes. Er greift beliebige Gebrauchsweisen des Dativs heraus. Die beiden Sätze: ich folge dir und ich helfe dir, enthalten zwar das nämliche Dativobjekt, doch erlaubt ihm sein persönliches Sprachgefühl nicht völlig sicher, den Dativ bei nachfolgen und helfen als dasselbe zu fassen. Andere haben vielleicht nicht das gleiche Gefühl. Aber auch für sie ließen sich Beispiele mit größerem Bedeutungsabstand als jeweilige Endstücke wählen, wo dann auch das andere Sprachgefühl in der Beurteilung der Gleichheit der Bedeutung unsicher ist. Sein Sprachgefühl vermag nicht sicher die beiden Dative in ihrer Bedeutung genügend nahe zusammenzubringen, wozu es ohne weiters fähig wäre, wenn die beiden Verben nachfolgen und folgen wären. Da folgen auch die Bedeutung „gehör-

chen“ haben kann, verbindet sein Sprachgefühl anstandslos die beiden Dative in Sätzen wie: ich folge dir und ich gehorche dir. In derselben Weise komme ich von: ich gehorche dir zu ich diene dir und von da zu ich helfe dir. So bekomme ich — sagt er — von nachfolgen bis helfen eine ununterbrochene Kette, die mein Sprachgefühl sicher umspannt. Derartig lassen sich sämtliche Verba mit Dativobjekt zu einer oder mehreren Ketten verbinden. An späterer Stelle heißt es: mein Sprachgefühl ist nicht imstande, die sämtlichen Gebrauchsweisen des Dativs als etwas Einheitliches auf einmal zu umfassen. Ebenso ist es mit den Flexionsformen. Das Sprachgefühl umspannt als etwas Einheitliches jedesmal nur die allerähnlichsten Gebrauchsweisen. Aus dieser ganzen Argumentation sieht man, daß *Hermann* unter Sprachgefühl unmittelbar sich einstellende Relationen versteht.

Hier ist nun der Punkt, wo sich — ohne daß nun das Folgende sich auf die eben von *Hermann* beigebrachten Beispiele allein bezöge — gewisse Divergenzen verschiedener Sprachgefühle empiristisch auf Grund der Verschiedenheit gewisser Erfahrungen und ihrer Einprägsamkeit erklären lassen. So ist das Verhältnis der einzelnen Mundartbereiche zu dem gemeinsprachlichen Struktursystem der Kasus und sonstigen Morpheme nicht gleich. Wenn eine Mainfränkin aus Aschaffenburg sagt: Zu Hause will ich mit der Mann spreche, oder ein Kerenzer¹⁹⁾: Ich hab' der Has g'sehe, so sind das Einstellungen, die ein Bayer nicht mitmachen kann. Und sicherlich wer-

den derartige Spracheinstellungen das Verhältnis eines mundartnahen Sprechers zu den Normen der Hochsprache irgendwie berühren, und zwar eben über das Sprachgefühl. Aber noch andere Ausgangspunkte sprachgefühlsmäßiger Divergenzen sind möglich. Das Individuum X hat vielleicht in empfänglichen Jugendjahren einen eifrigen Lehrer gehabt, der auf bestimmte sprachliche Erscheinungen besonderen Nachdruck legte und dafür einprägsame Beispiele zu finden wußte. Ein anderer hat vielleicht bei einem Dichter, dessen Werke er mit Hingabe las, bestimmte Konstruktionen immer wiederkehren sehen und sich gemerkt. Das Sprachgefühl ist das unmittelbare Funktionieren von Schematen, die sich auf Grund bestimmter sprachlicher Erfahrungen gebildet haben: aber nicht bei jedem Individuum sind das dieselben, und sie sind nicht immer in gleicher Weise verfestigt. Auch sind die zwischen den einzelnen formalen Schematen bestehenden Verbindungslinien (Schemabrücken) nicht bei allen gleich.

Natürlich ist das Erfahrungsmaterial, das den gebildeten Deutschen in sprachlicher Hinsicht zur Verfügung steht, in vieler Hinsicht das gleiche; jeder Deutsche ist wohl schon mit allen oder den meisten dieser Typen und Verbindungsweisen in Berührung gekommen. Aber nicht jeder hat sie in gleicher Weise gesondert beachtet und durch abhebende Aufmerksamkeit sich zum Bewußtsein gebracht. Denn nachdrückliche Erfahrungen zu machen im Bereich des Sprachlichen, ist Sache einer gewissen Anlage, wie denn

— mutatis mutandis — ein malerisch begabter Mensch an derselben Welt Dinge sieht und festhält, die einem andern völlig entgehen. Es steht somit neben dem Erfahrungsunterschied ein solcher der Anlage und Begabung. Zweifellos gibt es derartige Unterschiede in der Empfänglichkeit für Sprachliches und in den Ansprüchen, die an Sprachfügungen gestellt werden. Menschen mit stumpfem Sprachgefühl sind zufrieden, wenn eine Fügung nur eben verständlich und zur Not richtig ist. Individuen mit feinem Sprachgefühl stellen höhere Ansprüche stilistisch formaler Art, abgesehen davon, daß sie auch in bezug auf bare grammatische Richtigkeit strenger entscheiden als die anderen. Es handelt sich hier um einen Unterschied von Anlage und Ausbildung, wie er auch bei der mathematischen, technischen usw. Begabung, d. h. in bezug auf die im Bereich dieser Leistungsgebiete anzutreffenden zwischenmenschlichen Differenzen vorhanden ist. Überall handelt es sich bei derartigen „Begabungen“ um ein Konvergenzprodukt aus Anlage und Ausbildung: eine vorhandene Anlage kommt der Ausbildung begierig entgegen und ergreift jede gebotene Anregung eifrig und mit höchstem Gewinn, während bei geringer Begabung auch reiche Anregungen dieser Art nicht entsprechend verwertet werden können. Nicht alle Menschen haben zu der Kulturtatsache „Sprache“ das gleiche Verhältnis, und das beim Erwerb dieses Ausdrucksmittels sich ausbildende Gefühl, das dessen weitere Handhabung regelt, vermag verschiedene Höhenlagen der Ansprechbarkeit und Leistungs-

fähigkeit zu erreichen. Mit den produktiven Auswirkungen des Sprachgefühls, der Fähigkeit zu treffenden, originellen, ästhetisch erfreulichen sprachlichen Darstellungen, dem erfolgreichen Ringen um die schlagkräftigste und überzeugendste sprachliche Formulierung aber haben wir den Bereich dessen verlassen, was als Sprachgefühl im eigentlichen Sinn zu gelten hat. Die schöpferische Auswertung dieses Werkstoffs, die den Dichter befähigt, Führer, Entdecker und Vorbild im Gebiet sprachlicher Gestaltungen zu sein, darf nicht bloß als Angelegenheit des Sprachgefühls betrachtet werden, wenn dessen Bedeutungsbereich nicht über Gebühr ausgeweitet werden soll.

Anmerkungen:

- 1) E. Hermann, Lautgesetz und Analogie. 1931 (= Abh. d. Ges. d. Wiss. Göttingen, Phil.-Hist. Kl., N.F. XXIII/3), S. 94 ff.
- 2) Dieser Aufsatz soll unter dem Titel „Grenzzustände und Randerscheinungen zwischen Fühlen und Wissen“ demnächst im Arch. f. d. gesamte Psychologie erscheinen.
- 3) Über das Sprachgefühl als Gefügiqkeitsqualität vergl. N. Ach, Zur psychol. Grundlegung der sprachlichen Verständigung. XII. Kongreß f. Psychologie. Bericht 1932. S. 122 ff.
- 4) Dazu F. Kainz, Vergleichend-genetische Sprachpsycho- logie (= Psychol. d. Spr., Bd. II). 1943, S. 346 f.
- 5) Th. Lipps, Ästhetik, Bd. II, 2. Aufl., 1920, S. 408 f.
- 6) B. Christiansen, Philosophie der Kunst. 1907, S. 23 f.
- 7) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 5. Aufl., 1920, ferner in dem Aufsatz „Über Völkerpsychologie“. Süd- deutsche Monatshefte 7/2 (1910), S. 363 ff.
- 8) A. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel, 1908, S. 103 f.
- 9) H. Delacroix, L'enfant et le langage, 1934, S. 11.
- 10) H. Paul, Prinzipien usw., S. 106 ff.
- 11) E. Hermann, a.a.O. S. 99 ff.
- 12) R. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung, 1888—1890. II, S. 41.
- 13) R. Wallaschek, Psychologische Ästhetik, 1930, S. 110 f.
- 14) K. Marbe, Experimentell-Psychologische Studien über das Urteil. 1901.
- 15) W. v. Wartburg, Einführung in die Problematik und Methode der Sprachwissenschaft, 1943, S. 27 ff.
- 16) Th. Gartner, Rätoromanische Grammatik, 1883, S. 34.
- 17) F. Heußler, Hyperkorrekte Sprachformen in den Mund- arten der französ. Schweiz usw. Romanica Helvetia 11 (1939).
- 18) E. Hermann, a.a.O. S. 105.
- 19) Über diese Aufhebung des Unterschiedes zwischen Nom. und Akk. im Alemannischen, Schwäbischen und einem Teil der fränkischen Mundarten vgl. O. Behaghel, Die deutsche Sprache, 6. Aufl., 1917, S. 46.

Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz versucht durch eine Vereinigung sprachpsychologischer und linguistischer Methoden die Frage nach dem Wesen und den Auswirkungen des sogenannten Sprachgefühls zu klären, das nur fälschlich als Gefühl gilt. Tatsächlich ist es kein Akt des Zustandsbewußtseins, sondern ein solcher des Gegenstandsbewußtseins, ein dunkles Wissen um das Sprachübliche, ein weitgehend automatisiertes und funktionalisiertes Bereithaben von Modellschematen und Leitkonstruktionen. Es erweist sich als ein Produkt der Übung und Gewöhnung, ist somit ein Erfahrungsniederschlag und kein angeborener Besitz. Es ist zur Gänze heteronom; der Eindruck des autonomen Entscheidens über „richtig“ und „unrichtig“ im Bereich des Sprachlichen kommt nur durch das leichte und gewandte Funktionieren unserer sprachlichen Erfahrungsniederschläge zustande. Im Zusammenhang der hier erörterten sprachwissenschaftlichen Problematik wurden u. a. auch die Folge der Unsicherheiten des Sprachgefühls, die von ihr aus entspringenden sprachlichen Kompensationserscheinungen (hyperkorrekte Formen u. a.) behandelt.

Riassunto

Mediante un metodo linguistico e psicologico ad un tempo, l'autore di questo articolo cerca di chiarificare la natura e le manifestazioni del cosiddetto senso dell'uso della lingua (Sprachgefühl). Erroneamente esso vien ritenuto quale sentimento. Non è un atto dell'intima coscienza, bensì della coscienza obiettiva; una conoscenza oscura della lingua usuale; una facoltà ampiamente automatica e funzionale come certi modelli e tipi di costruzione. Il senso dell'uso della lingua è il prodotto dell'esercizio e della pratica, non è una facoltà innata. È interamente eteronomo. Il giudizio apparentemente autonomo che si fa decidendo: "questo è giusto", "questo non è giusto", non è altro che il risultato d'una pratica resa facile e naturale. Discutendo questo problema linguistico, l'autore tratta diverse quistioni che vi si riferiscono; fra altro le conseguenze delle incertezze per il senso dell'uso della lingua che ne risultano (p. e. la compensazione mediante forme ipercorrette).

Résumé

Au moyen d'une méthode linguistique et psychologique à la fois, l'auteur de cet article entreprend d'expliquer la nature et les manifestations de ce qu'on est convenu d'appeler le „Sprachgefühl“ (sentiment de la langue). C'est à tort que le „Sprachgefühl“ passe pour un sentiment. Il n'est pas un acte de la conscience intime mais de la conscience objectivée; une connaissance obscure de l'usage consacré; une faculté disposant d'une manière presque automatique et fonctionnelle de certains modèles et de constructions-types. Le „Sprachgefühl“ est le produit de l'exercice et de la pratique, parceque il s'acquiert par l'expérience et n'est aucunément une faculté innée. Il est tout à fait hétéronome. Le jugement apparamment autonome que nous portons en décidant «cela se dit, cela ne se dit pas», n'est que le résultat d'une pratique rendue facile et souple.

En discutant ce problème linguistique l'auteur traite plusieurs questions qui s'y rapportent, telles que l'infidélité du „Sprachgefühl“ et les conséquences qui en résultent (p. ex. la compensation de cette infidélité au moyen de formes hypercorrectes).

Summary

The article is an attempt, by combining psychological and linguistic methods, to throw light on the problem of the essence and the effect of the so-called language-feeling (Sprachgefühl), which is in fact not a feeling at all. It is in no way an act of consciousness of condition, but rather one of objective consciousness, an obscure knowledge of what is usual in a language, a largely automatic and functionalized store of model-paradigms and directive constructions. It is a product of exercise and habit, i. e. a sediment of experience and not an inborn possession. It is entirely heteronomous; the impression of an autonomous decision on "correct" and "incorrect" in linguistic matters is called forth only through the easy and skilled functioning of our linguistic sediments of experience. In connection with these problems the consequences of the uncertainty of the linguistic feeling and the phenomena of compensation originating from it are also dealt with.